



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Andersen Nexö, Martin: Eine Eisenbahnfahrt von Sevilla nach Cordoba

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

vertreten. Leider aber Eberlein, dessen wahrhaft unmögliche „Pallas Athene“, die vor einem wagenradgroßen Lorbeerkranz ihre nackten Glieder reckt, eines der wenigen Werke ist, die unter dem Niveau der Ausstellung bleiben.

Auch eine kleine Architekturabteilung ist vorhanden, leider lange nicht von der Bedeutung, die sie auf der vorjährigen Akademieausstellung hatte. Am erfreulichsten berühren die Entwürfe von Otto March (Charlottenburg) zu kleinen Kirchenbauten im Rheinlande. March arbeitet hier ohne Materialvergeudung in einfachen Formen, die sich dem späten Rokoko nähern, da aus ihm der Louis Seize-Stil entwächst; vor allem scheint rühmend wert, wie geschickt er die Turmanlagen für die Gesamtwirkung heranzieht! Mit allem Nachdruck sind dagegen die Entwürfe Franz Schwechtens, des Erbauers der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, für die geplanten Kölner Rheinbrücken zu bekämpfen. Auch hier wieder die sinnlose Verbindung von moderner sachlicher Eisenkonstruktion mit mittelalterlichen Portalen, Pfeilern und Galerien, beinahe Kreuzgängen — glaubten die Kölner, ihren historischen Sinn in allen Ehren, diese Konzession dem Stadtbilde machen zu müssen? Sind wir in der Tat immer noch nicht aus der unglücklichen Periode der gotischen Bahnhöfe, der Renaissancepostämter und der Villen im Raubritterburgensstil heraus? In Köln werden jetzt die Direktorenposten der beiden hochbedeutenden Sammlungen, des Wallraf-Richartz- und des Kunstgewerbemuseums, mit neuen Männern besetzt: möchte ihrer Wirksamkeit ein Erfolg auch über die Museumsmauern hinaus in die Tiefe und Weite beschieden sein!

Dr. Walter Cohen



## Eine Eisenbahnfahrt von Sevilla nach Cordoba

Reisebilder von Martin Andersen Nexö



inen ganzen Monat hat Sevilla uns festgehalten, nun aber muß es ein Ende haben. Eines Tages gleich nach Neujahr entschließen wir uns kurzerhand, rollen zum letztenmal durch die alle Sinne weichlich betörende Stadt und setzen uns in den Zug, der nach Cordoba geht.

Es ist Abgangszeit, aber der Zug rührt sich nicht vom Fleck. Es vergeht eine Viertel-, eine halbe Stunde, immer noch kommen Leute und steigen ein. Hier aber gibt es keinen, der von seinem Platze aus dem Neuankömmling zornige Blicke zuwirft, keinen, der die Waggontür zuhält, um ihn auszusperren, oder ihm ein Bein stellt, wenn er mit seinem Reisegepäck mühsam heraufklimmt. „Hier ist Platz, kommen Sie her!“ rufen sie dem Suchenden zu, selbst wenn alle Plätze besetzt sind. Und als er zögert, sagt einer: „So steigen Sie doch ein, Mann; ich fahre nicht weiter als bis zur nächsten Station und kann recht gut stehn.“ Dienstwillige Hände ergreifen sein Gepäck und bringen es unter den Bänken unter, und er selbst kommt hintennach, heiß und schweißbedeckt und stellt sich mit dem Rücken an das andre Fenster; er sei zuletzt gekommen, und er wolle stehn, nichts sei ihm so zuträglich wie das Stehen, der

Arzt habe es ihm geradezu verordnet! Aber die andern wollen es nicht zugeben; gerade weil er zuletzt gekommen sei, dürfe er durchaus nicht stehen — sie seien doch keine Flegel! Und sie zwingen ihn, Platz zu nehmen, indem sie sich alle erheben.

Wir haben heimlich etwas im Halse kribbeln gefühlt — wie immer, wenn wir hier auf der Eisenbahn fahren —, ein Verlangen, zu krakeelen. Aber wir haben es unterdrückt, und nun hinterher schämen wir uns ein bißchen. Jeder neue Passagier mischt sich ohne weiteres ins Gespräch, das sich um alles zwischen Himmel und Erde dreht, nur nicht um die Verspätung. Dieser schenkt niemand einen Gedanken.

Endlich wird zur Abfahrt geläutet — und wir rollen davon. Ein Mann kommt über den Perron gelaufen, springt im Fahren auf und hängt an dem hintersten Wagen; er klettert längs der Waggon's weiter, öffnet unser Coupé und steigt ein. Er ist wütend über die Unverläßlichkeit der Bahn: sonst führe der Zug erst eine Stunde nach fahrplanmäßiger Abgangszeit, und heute sei er schon nach dreiviertel Stunden abgegangen — da könnten wir es selbst sehen! Er zeigt uns seine Stahluhr, zankt und zappelt; aber die andern geben ihm Tabak und beruhigen ihn durch gutmütiges Geplauder, das zuweilen die Form von kleinen Sticheleien annimmt. Ob er etwa ein Engländer sei? oder ob sein Vater Uhrmacher gewesen sei, daß er es mit dem Glockenschlag so genau nehme?

Nur eine schmale Rückenlehne trennt ein Coupé von dem andern, und wir können den ganzen Wagen überschauen. Auf dem Boden und auf mehreren Sitzen ist das Gepäck fast bis zur Decke aufgetürmt: Bündel und große Säcke und grobe Decken. Einige haben auch ihr Bettzeug mit und große lederne Weinkrüge und ungeheure Schnappsfäcke; es sind Leute, die nach den nördlichen Provinzen fahren, um Arbeit zu suchen. Sie sind wie Schweden gekleidet, in strammschließende Jacken aus schwarzem Plüsch, an den Füßen aber tragen sie Nebsandalen und um den Hals mächtige gefaltete Decken, die sie ganz nach vorn ziehen, und deren Enden den Boden berühren. Zuweilen ist mitten an dem einen Saum der viereckigen Decke ein Kragen angenäht, der um den Hals zuzuhaken ist und den ersten Anlauf zu einem Mantel bildet. Sie rauchen alle, und so oft einer eine Zigarette rollt, bietet er dem ganzen Coupé an.

Fürchterlich unruhig sind sie — wie achtjährige Knaben. Sie werfen sich von einer Seite auf die andre und nehmen alle Stellungen an mit Ausnahme der sitzenden, hängen aus den Fenstern oder oben auf der Rückenlehne der Bänke oder krabbeln über die Scheidewände von Coupé zu Coupé, schlafen, plaudern mit sich selbst oder stoßen unmotiviert brüllende Laute des Wohlbehagens aus. Oder sie führen ein ohrenbetäubendes Gespräch von einem Ende des Waggon's zum andern; wie alle Südländer haben sie kräftige Lungen und sprechen meist von Geld. Die Höhe der genannten Summen bürgt jedoch dafür, daß es nicht allzu ernst gemeint ist.

An ihren Kleidern und ihrer Haut erkenne ich, daß einige Arbeiter aus der Stadt oder vom Lande sind, andre sind Beamte oder Handelsleute. Sonst aber herrscht kein Unterschied in Sprache und Wesen, der Einfachgekleidete trägt sich ebenso gebildet und freimütig wie der Vornehmgekleidete. In ihrem Verhältnis zueinander gibt es kein Auf- und Abwärts, alles bewegt sich auf demselben vertraulichen Niveau. Nur uns gegenüber sind sie etwas zurückhaltender.

Ein altes zerlumptes Weib mit vielen Bündeln will bei einer kleinen Provinzstation aussteigen. Ein wohlgekleideter Herr sammelt alle ihre Sachen bei der Waggontür, steigt dann aus und hebt alles heraus; zuletzt nimmt er sie selbst in die Arme, hebt sie herab und trägt sie ein paar Schritte, ehe er sie lachend auf den Perron niederläßt. Dann steigt er wieder ein. Sie aber sieht ihm mit Tränen in den Augen nach und sagt laut zu einigen sie begrüßenden Kindern — vielleicht ihren Enkeln: „Wie gut er doch gegen mich arme alte Haut war, und ist doch nie bei mir gelegen.“

Obwohl wir das neue Jahr kaum überschritten haben, ist es sommerlich warm, und der Staub wirbelt vom Bahnkörper herein und kitzelt uns in die Nase. So oft wir niesen, sagen die Wohlgekleideten: Zur Gesundheit! die mit den Decken aber sagen: Jesus, Maria und Joseph! wie sich denn auch allmählich ihre ländliche Herkunft verrät. Aber sie titulieren einander mit caballero und bieten gastfreundlich ihre dürftige Mahlzeit an: Brot und ein Stück Apfel oder Melone. Eine Lederflasche mit Wein wandert über die Scheidewand herüber; sie geht von Mund zu Mund, und sie halten sie mit gestrecktem Arm empor und lassen den Strahl in den Mund hinabfallen.

Auch wir bieten unsern Eßkorb umher, und dies nimmt sie sogleich für uns ein. Mit ihren großen Krummessern schneiden sie ein Stückchen unsers Gebäcks ab und essen davon, Fleisch und Eier lehnen sie mit Bestimmtheit ab. Caramba, sagen sie zueinander, der Kuckuck, sind das Engländer? Sie sind ja fast so wohlgezogen wie wir andern.

Nein, wir sind aus Dänemark.

Woher? Ach so! Ist das etwa eine Provinz in Nordspanien?

Nein, das ist ein selbständiges Land weit nördlich von Nordspanien.

Man spricht also dort auch Spanisch?

Nein, gewiß nicht. Man spricht Dänisch.

Ist das also Dänisch, was Sie da nun sprechen?

Nein, das soll eigentlich Spanisch sein.

Vorzügliches Spanisch, beeilen sie sich höflich zu versichern. Aber ist es nicht Frankreich? oder Nordamerika? — England vielleicht? Ihr Ausdruck verrät, daß sie nun die ganze Erdkugel erschöpft haben.

Nein, sage ich gekränkt, es ist ein selbständiges Land, und ein gesegnetes Land — ein rechtes Butterloch. Wenn Sie Butter in Ihren Brei täten, wie andre zivilisierte Völker, würden Sie es kennen; die ganze aufgeklärte Welt holt sich diese Tunte bei uns. Und wir haben einen richtigen König.

Sie sagen nicht, daß ich in meinen Hals hinein lüge, aber ihre gegenseitigen Blicke sprechen deutlich genug. Glücklicherweise kann ich meine Aussage beweisen. Ich suche eine spanische Zeitung hervor und durchlaufe die Telegramme. Hier steht gedruckt: „König Christian von Dänemark will zugunsten seines ältesten Sohnes zurücktreten.“ Das Blatt geht von Hand zu Hand, bis es drüben im dritten Coupé in die Hand eines Mannes gerät, der lesen kann. Er liest es laut, und es entsteht ein Augenblick des Schweigens. Wie groß doch die Welt ist, sagt dann einer, und wie merkwürdig! Und dies löst wiederum alle Zungen.

Meine nationale Eitelkeit hat einen Stoß erhalten, aber ich suche mich zu trösten. Habe ich nicht einmal in Granada einen Postbeamten getroffen, der ebensowenig von der Existenz meines Vaterlandes wußte — und die Dinge, die ich heimsandte, kamen doch an. Habe ich überhaupt jemand getroffen, der Dänemark kannte — mit Ausnahme einiger deutscher Reisender, die glaubten,

daß Deutsch unsre Muttersprache sei? Unser wichtigster Beitrag zum Welthaushalt, die Butter, kommt überall im Süden unter dem Namen Flämische Butter in den Handel, und unser großer dänischer Hund spaziert hier unten immer noch als deutscher umher. Ich habe in Venedig Engländer und Amerikaner über Liedern unsers Chr. Winther nach Hartmanns Melodien vor Ergriffenheit dahinschmelzen sehen, auf dem englischen Titelblatt aber stand: Nach einer deutschen Romanze. Die großen Nationen sind wie Wale, sie öffnen bloß den Rachen und lassen alles ohne Unterschied hineinströmen; schwimmende Flaschen und Konservenbüchsen so gut wie Fische und Weichtiere. Sie sind keine Feinschmecker, sonst könnten wir uns einen kleinen herben Beigeschmack zulegen, um sie fernzuhalten. Nun bleibt uns nur zu hoffen, daß sie uns nicht verdauen können und uns einigermaßen unbeschädigt wieder abliefern.

So tröstete ich mich, und ich beschloß, meinen Landsleuten daheim nicht die Binde von den Augen zu reißen, sondern sie in dem Glauben leben und sterben zu lassen, daß die ganze Welt besonders von ihnen erwarte und auf sie hinschaue als auf das erleuchtetste Volk der Erde.

Während wir solcherart draußen in Europa ein Nichtdasein führen, gibt es ein andres kleines Land, das sich beständig in Erinnerung bringt, die Schweiz. Es wird alltäglich von Fortschrittsblättern und Fortschrittmännern genannt, die auf seine Verfassung und seine Institutionen hinweisen; es hat den Glanz der Ideale um sich — der Zukunftsideale. Es mag dies herabstimmend genug sein für einen Dänen, der in die Welt hinausfährt, Kopf und Herz voll hausgepönnenen Lobes; aber es ist nun einmal so.

Auch die Spanier haben Selbstvertrauen, aber das Urteil der Welt ist ihnen gleichgültig. Auch sie sind das tüchtigste und aufgeklärteste Volk der Welt, aber sie geben weder sich selbst noch den andern Gründe hierfür an; sie sind es einfach — basta! Und jeder von ihnen tut, was ihm einfällt, so gleichgültig gegenüber dem Urteil der andern, als gäbe es niemand über und niemand neben ihm.

Mitten im Fahren öffnet einer die Waggontür und steigt aus. Er hat einen Bekannten in einem der vordersten Wagen entdeckt und krabbelt hinüber; ein Kondukteur will ihn aufhalten, aber er läßt sich nichts sagen. Nicht anders verfährt der mir gegenüber sitzende Mann, der jeden Augenblick seine schmutzigen Schuhe auf meinen Sitz legt. Ich sage erfahrungsgemäß nichts, mache aber häufig eine Bewegung, sodaß seine Beine auf den Boden hinabplumpfen; und jedesmal legt er sie ruhig wieder hinauf. Da entschließe ich mich, grob zu Werke zu gehen und ihm durch eine kleine Übertreibung klarzumachen, wie rücksichtslos er ist; und ich lege meine beiden Füße auf seinen Schoß. Da nimmt er sogleich die Beine von meinem Sitz herab und setzt sich zurecht — um es mir bequemer zu machen.

Sie halten häufige Mahlzeiten und speisen nur wenig auf einmal. Die Kost ist sehr dürftig: trocknes Brot mit etwas Obst; höchstens ist ein wenig saure Tomate auf das Brot gestrichen — andre Auflage kennen sie nicht. Hier und da hat einer einen Bissen Speckwurst oder ein Ei. Läßt er einen Bissen Brot fallen, hebt er ihn rasch auf, küßt ihn zwei- dreimal und verzehrt ihn; dieselbe rührende Abbitte habe ich daheim unser Volk dem Brot leisten sehen. Fällt ihm jedoch eine Frucht oder ein Stück Fleisch herab, so stößt er es mit dem Fuße unter die Bank; er legt keinen Wert darauf, und der Boden ist sehr schmutzig. Das Brot aber ist heilig.

Wir haben die flache Landschaft verlassen, der Boden beginnt hügelig zu werden; die Menschen, die bei den Stationen einsteigen, sind auch anders:

schärfer und altmodischer in Ausdruck und Kleidung. Sie haben Bündel lebender Hühner bei sich, die mit den Beinen aneinander gebunden sind und sich wie üppige Buketts nach allen Seiten spreizen. Mehlsäcke werden hereingeschmissen und Lämmer, die paarweise mit den Hinterbeinen zusammengebunden sind; einige Hunde kommen mit herein, richten sich unter den Sitzen ein und schnuppern an unsern Fersen. Die Männer tragen Kniehosen, Sandalen, Sacken, die bis zum Gürtel reichen, und schnurrige Hüte; sie sind glattrasiert und nicht selten blatternarbig; es sind ziemlich viele Zigeuner unter ihnen.

So oft ich mich dem Gebirge nähere, werde ich an den Altersstufen der Bevölkerung irre; die Zeit vermag hier keine rechten Schichten zu bilden. Jugend und Alter ist gleich altmodisch in Tracht und Sitten, gleich jugendlich in Haltung und Gebärden; so bleibt also nur die Farbe des Haares und der Haut und die Runzeln, an die man sich halten kann, und dies täuscht. Da sitzen zwei alte Männer uns gegenüber, sie sind rüdrig und schlant wie Zwanzigjährige, aber das dichte kurzgeschchnittene Haar ist grau untermischt und deutet auf das halbe Hundert, und einige weiße Flecken in den Augen sagen mir, daß sie noch viel älter sind.

Wie alt sind Sie, Edelmann? frage ich einschmeichelnd. Ich halte ihn für einen Erdarbeiter.

Compadre, Freund! Ich bin sieben Spezies und fünf Mark (89 Jahre), und mein Sohn da ist genau sechs Spezies (72 Jahre). Er zeigt auf den andern Alten, der kindlich ehrerbietig nickt.

Da sind Sie zeitig Vater gewesen, rufe ich aus, nachdem ich mühsam das Geld in Jahre umgesetzt habe.

Es gibt Leute, die noch früher dazu kommen. Droben im Dorfe wurde eben ein Paar getraut, wo er sechzehn und sie dreizehn war. Sie sind mehrere Jahre Liebesleute gewesen, und die Eltern wollten sie gern vereint haben, ehe es schief ging; aber es ließ sich vor dem Gesetz nicht machen. Denn sie war wohl über zwölf Jahre, aber er mußte ja sechzehn sein. So blieb eben nichts übrig, als geradeswegs von der Hochzeit zur Taufe zu gehn, was deutlich genug zeigt, daß das ganze Gesetz nicht viel wert ist.

Immerhin dürften doch so frühe Heiraten Ausnahmen sein, nicht wahr?

In meiner Jugend nicht, jetzt aber sieht man sie nicht gerne; es heißt, die Nachkommenschaft ist nicht viel wert. Der da nun ist ganz gut geraten, für den stehe ich in jeder Beziehung. Er faßte den Sohn übermütig an den Schultern und schüttelte ihn. Aber natürlich viel Saft und Kraft ist heutzutage in der Jugend nicht.

Ein sechzehnjähriger Ehemann kann wohl auch Frau und Kind nicht ordentlich ernähren.

Das kann hier in Spanien ein Vierzigjähriger ebensowenig — wenigstens nicht durch ehrliche Arbeit. Da müßten erst 25000 der höchsten Köpfe abgeschnitten werden. Aber das kommt schon, die Revolution kommt! Dann bekommen wir eine Republik, und die Obrigkeit kommt zu mir und den andern und sagt: Bitte, du hast all die Jahre den Boden des Grafen bebaut, und er hat die Ernte verzehrt; nun ist sie dein, du magst selbst alles essen, was darauf wächst! Und willst du deine Kinder auf die Universität schicken, bitte, die Tür steht offen. Oder willst du eine Reise machen, etwa die Alhambra besichtigen, oder hinauf zur Hauptstadt fahren — du brauchst bloß in den Zug zu steigen. Denn das wird die Aufgabe der neuen Obrigkeit sein, statt aus dem Brot, das wir speisen, ihre Kraft zu saugen, uns zu unsrer Nahrung zu

verhelfen: Komm her und sieh! Komm her und koste! Das wird ein schönes Leben sein, nicht wahr, Söhnchen?

Das Söhnchen nickte zustimmend, es ist lange mit einer Frage auf den Lippen dageessen, hat aber ehrerbietig geschwiegen; nun beeilt es sich, die Pause zu benützen: Kennen Sie Krapotkin? Er ist wohl gar aus Ihrem Lande?

Nein, aber ich kenne seine Werke. Haben Sie wirklich Krapotkin gelesen?

Nicht gelesen, denn wir können nicht lesen, weder Vater noch ich. Aber mein Schwiegerjohn hat ihn uns daheim im Dorfe im revolutionären Klub der Landarbeiter laut vorgelesen. Es sind gute Bücher, besonders *La conquista del pan* (die Eroberung des Brotes). Das ist ein Mann: hier können Sie ihn sehen. Er zieht eine anarchistische spanische Zeitung aus der Tasche und zeigt uns Krapotkins Bild.

Sa, sagt der Vater, hätten wir bloß einen von seiner Sorte. Aber unsere eignen Großen verkaufen sich für Geld, und so stehn wir ohne Führer da; unsere Wurzel ist gut, aber der Wipfel ist morsch, das ist die Sache. Die spanische Nation ist die beste auf der Welt, aber sie hat die schlechteste Regierung.

Ein altes Wort sagt sonst, daß ein Volk immer die Regierung hat, die es verdient, schaltete ich ein.

Sa, alte Worte sagen so viel. Aber was lehrt uns das neue Wort: Wenn Läuse in den Weinstock der Berge kommen, so hackt ihn mit der Wurzel aus, damit die Insekteneier nicht mit dem Wasser herabrinnen und das ganze Tal verheeren. So spricht das neue Wort zu uns, während das alte uns lehrte, daß gegen die Reblaus nichts zu machen sei, denn sie käme um unsrer Sünden willen. Nun lebt wohl, Freund, und gute Reise.

Sie steigen aus; ich kann ihren schlanken Gestalten folgen, die schwerbeladen durch den Kalkstaub der Straße dahinstampfen und hinter einem Olivenhain verschwinden.

\* \* \*

Das südliche Spanien hat von den Mauren einen Sinn für das blendend Weiße geerbt. Schifft man durch die Straße von Gibraltar, so wirken die Städte zu beiden Seiten gleich blendend, nur Gibraltar, in englischem Moll herabgestimmt, bildet eine Ausnahme. Cadix ist die Kulmination der weißen Farbe, reiner weiß als diese Stadt kann nichts wirken, nicht einmal Schnee.

Rückt man nordwärts, so wird das Weiße von grauer, trübseliger Erdfarbe abgelöst; von außen und von oben gesehen, hat schon Sevilla etwas davon abgestreift. Die Häuser werden nicht wie in Cadix von flachen Dächern abgeschlossen, auf denen, eingerahmt von weißen Brustwehren, sich weiße Wäsche breitet; in Sevilla sind die meisten Gebäude mit grauen Ziegeln behangen, und in dem Totalbilde herrscht der Lehmtön.

Unten aber ist die Stadt noch weiß. Aus der Tiefe der engen Gassen geht der Blick aufwärts über schneidend weiße, sonnenbeschienene Mauerflächen, die ein Stück blauen Himmels einrahmen. Und das Weiße hat sich nach innen geschlagen, in die Häuser, wo Decken und Wände getüncht und die Ansprüche an deren Weiße so streng sind, daß die tägliche Wohnungs säuberung der Frauen zum wesentlichen Teile darin besteht, Kalk zu rühren und mit dem Tünchpinsel nachzutragen.

Auf der Strecke zwischen Sevilla und Cordoba liegen die Dörfer wie graue Lehmklumpen, wie plump ausgeführte Reliefs auf dem krustigen Erdreich. Wir halten eben vor einem solchen unheimlich grauen Lehmklumpen, in den einzig und allein die stark roten und blauen Trachten der Frauen Leben bringen. Ich habe den großen Fehler begangen, das Mantelfutter eines Kaufmanns zu loben und diesen hierdurch in die peinliche Lage gebracht, den Mantel, den er mir um nichts in der Welt geben wollte, aufnötigen zu müssen. „Er gefällt Ihnen, sagt er und nimmt ihn rasch ab, nun wohl, er gehört Ihnen.“ Er legt ihn schön zusammen und reicht mir ihn hin. „Nein, danke, stamme ich beschämt, das war nicht meine Absicht.“ „Aber gefällt er Ihnen denn nicht — wie? So nehmen Sie ihn nur, er hat gar keinen Wert, nicht den geringsten! Es ist ein schlechter Mantel, ein elender Mantel, und ich bedaure, daß ich Ihnen keinen schöneren anbieten kann. Aber wenn Sie mir die Freude machen wollen —“ Und da ich mich weigere, ihn zu nehmen, legt er ihn mit einer Miene und einem Nachdruck auf mein Gepäck, als dulde er keinen weiteren Widerspruch.

Ich sehe also nun wirklich einen meiner eitelsten Wünsche erfüllt und bin Besitzer eines spanischen Mantels geworden, noch dazu eines schönen und kostbaren Mantels mit dem herrlichsten roten und grünen Plüschfutter. Denn dies ist ausnahmsweise keine Formsache, der Mann meint es ernst. Aber was soll ich ihm dafür geben? Geld geht nicht an, und meine Uhr — ja, da wäre der ganze Profit verloren. Aber ich will schon etwas ausfindig machen, ehe wir uns trennen; irgend etwas, was mich selbst nichts kostet und dennoch für ihn Wert haben kann. Ich lächle den freigebigen Kaufmann an, und er lächelt zurück, aber kaum so wohlwollend wie zuvor. Das ist ja auch nicht zu verlangen.

Er sitzt da und sieht mich so wunderbar an — ob ich denn keine Erziehung, keinen Takt habe? Aber was kümmern mich diese dummen Begriffe, ich bin ja kein Spanier. Dann schüttelt er sich, als ob ihn fröre; nun sollte ich sagen: Mein elender Mantel steht zu Ihren Diensten! und dann würde er ihn ohne weitere Umstände behalten. Aber ich verstehe ihn nicht, ich habe einen Mantel bekommen und gedenke ihn nicht gutwillig wieder herzugeben. Es ist doch auch zu kindisch: etwas zu geben, um es darauf wieder zurückzuverlangen; auf diese Art wäre es ein bißchen zu leicht, Europas höflichstes und gastfreundlichstes Volk zu sein.

Ich spreche schläfrig mit meiner Frau von dem schönen Mantel, und was wir dem Spender als Gegengeschenk geben sollen. Sie antwortet, indem sie mich aufmerksam macht, welch reizendes Barett für sie aus dem Plüsch zu machen wäre. Ich aber protestiere entschieden gegen eine Teilung, und es zieht sich eben zu einer kleinen Reiberei zusammen, als der Zug bei einem der Dörfer anhält. Unser freigebiger Kaufmann beugt sich vor und liest den Namen der Station, fährt plötzlich empor, ergreift seinen Koffer, wirft in der Zerstretheit den Mantel über die Schultern und stürzt hinaus. „Er war wohl nahe daran, zu weit zu fahren“, sagen wir und sehen ihm nach, während er durch den Ausgang verschwindet. Dann erst kommt es uns zum Bewußtsein, daß er den Mantel mitgenommen hat. Er hat in der Eile natürlich ganz mechanisch gehandelt und wird mit dem Mantel zurückkommen, sobald er das Versehen bemerkt hat — die Spanier sind ehrliche Leute! Kurz darauf sehen wir ihn auch drüben am Ende der Station auftauchen, aber er schleicht sich über den Perron und huscht in den vordersten Wagen.

Wir haben nicht recht Zeit, uns über unsern Verlust zu grämen, denn ein Schwarm von Dorfjugend wälzt sich über den Perron; mitten im Schwarm gehn zwei Gendarmen und ein großer glattrasierter Mann, der einen Dreifuß trägt. Ich vermute, daß es ein Verbrecher ist, der ins Gefängnis transportiert wird; als er sich aber mit seiner Eskorte unserm Wagen nähert, und meine Mitreisenden ihn erblicken, fahren sie auf, als ob der Sitz unter ihnen Feuer gefangen habe. El Verdugo — der Henker! Caramba, nicht herein! nicht herein! schreien sie und halten die Wagentür zu. Aber die Gendarmen öffnen mit Gewalt unser Coupé, und die Reisenden reißen ihre Sachen an sich und flüchten knurrend über die Scheidewände an das andre Wagenende. Die Gendarmen nehmen jeder in einer Ecke Platz, und der Henker stellt seinen Dreifuß mitten zwischen die leeren Sitze und setzt sich darauf. Er hat niemand angesehen, sondern sitzt gebückt, die Ellbogen auf den Knien, und rollt eine Zigarette.

Dieser große, schwerfällige Mensch mit dem verschlossenen rätselvollen Gesichtsausdruck und einem Blicke, der hinausgeht in das Unendliche — wo habe ich ihn denn nur früher gesehen? Halt — das war ja in Sevilla, wo ich ihn oft auf der Straße sah, immer mit seinem Dreifuß in der Hand; ich glaubte, es sei dies eine fixe Idee bei dem Manne. Nun aber wird es mir klar, denn der Henker in Andalusien ist in den Augen der Bevölkerung verachteter als der elendeste Lump. Niemand bietet ihm einen Sitz oder berührt ihn. Er darf sich nicht einmal auf Treppen und Mauervorsprünge setzen, wo sich möglicherweise andre nach ihm niederlassen könnten — er ist unrein. Darum führt er überall seinen Stuhl mit sich.

Von dem andern Ende des Waggons winken sie uns eifrig zu, daß wir zu ihnen hinüber kommen sollen; aber ich tue, als sähe ich es nicht, und biete statt dessen dem Henker eine Zigarette. Er blickt hastig auf, entdeckt, daß ich ein Fremder bin, und verliert sogleich den gespannten Ausdruck. Nein, danke, sagt er mit einem ruhigen Lächeln und sinkt wieder zusammen. Ich aber lege die Zigarette auf sein Knie und halte ihm meine eigne zum Anzünden entgegen — das ist familiärer als ein Zündholz anzubieten. Er setzte auch die Zigarette in Brand, würdigte mich jedoch keines Wortes noch Blickes. Und die Gendarmen blinzelten mir zu, daß ich mich nicht mit ihm befassen solle.

Ich versuche verschiedene spanische Liebenswürdigkeiten, aber ohne Resultat; er will sich nicht mit mir einlassen. Da lege ich meine Reisendecke zusammen und bitte ihn, darauf Platz zu nehmen. Ihr Stuhl muß auf die Dauer ziemlich unbequem sein.

Sie wissen wohl nicht, wer ich bin, sagt er mit einem herben Lächeln.

O doch, ich weiß es.

Ist denn der Henker in Ihrem Lande kein Ausgestoßener? Er hebt den Kopf.

Es gab 129 Bewerber für das Amt, als es vor einigen Jahren frei wurde.

Caraja, da muß ich hinauf, bricht er in plötzlichem Galgenhumor aus. Und die Stelle wurde ausgebaut, sagen Sie? War denn die ganze Familie ausgestorben? Hier in Spanien wird niemals eine Stelle frei; und würde sie es, so würde keiner sich darum bewerben, nicht einmal die Verbrecher. Aber es gibt genug Leute in diesem Handwerk; ich allein habe drei Söhne, die nichts sehnlicher wünschen, als endlich einmal ein Amt zu bekommen; nun müssen sie von dem Leben, was ich erübrigen kann.

Aber warum suchen sie sich denn keinen andern Erwerb?

Warum? Weil keiner Hentersfinder im Lohn haben und das gebrauchen will, was wir mit unsern Händen verfertigen; nicht einmal in ihrer Erde lassen sie uns graben. Meine Tochter brachte ich gut an, sie heiratete den Gehilfen des Scharfrichters in Madrid; er wird sicher einmal aufrücken, wenn der Meister selbst einmal gegangen ist; und es ist ein guter Posten. Er ist übrigens selbst ein Henterssohn droben aus der Gegend von Bilbao und ein Prachtkerl, der bei den Weibern Glück gemacht hätte, wäre es nicht des Handwerks wegen gewesen. So aber mußte er ganz hinunter nach Sevilla zu mir, um sich ein Weib zu holen. Ich selbst kam leichter zu meiner Frau, denn ich holte sie mir bei dem Henter in Malaga; damals waren die Ämter nicht so weit voneinander entfernt wie jetzt.

Ist es wahr, daß Sie zu und von der Richtstatt eskortiert werden müssen, da das Volk Sie sonst steinigen würde?

Ja, das Publikum hält es immer mit dem Verbrecher — das spanische Volk ist so stolz, wissen Sie. Gewissermaßen macht das auch die Obrigkeit — jetzt allerdings nicht mehr so sehr. Aber noch vor zehn Jahren wurde ich nach jeder Hinrichtung gepackt und von den Leuten der Obrigkeit in Ketten gelegt. Dann stellten sie mich vor die Schranke, und der Richter fragte: Gestehst du, Don Fulano getötet zu haben? — Ja! — Warum hast du es getan? — Um seiner schweren Sünden willen! — Sollst du denn die Sünder bestrafen? — Die Gerechtigkeit hat ihn gerichtet und mich beauftragt, das Urteil zu vollziehen! Dann wurden mir die Ketten abgenommen, und ich wurde heimeskortiert.

Diese Komödie spielte man wohl, um das Publikum zufrieden zu stellen und Sie dadurch zu schützen?

Sawohl! Aber wenn die Leute so recht wütend über eine Hinrichtung waren, wurde ich dennoch im Stiche gelassen — als ob ich der einzig Schuldige und das Ganze mein Werk wäre. Einmal hat man mich halb zerrissen. Nun ist es nicht mehr so schlimm; nur in abseits gelegnen Gegenden will das Volk mir noch manchmal zu Leibe. Aber voll Hohn und Verachtung sind sie alle, ich bin in ihren Augen ärger als ein Ausfäziger oder ein Cholerafranker. Wenn wenigstens die Behörde mich als Mensch behandeln wollte! Ich bin ja doch ein Glied von ihr. Sein Gesicht hat wieder den verschlossenen rätselhaften Ausdruck erhalten, als brüteten allerlei Gedanken dahinter.

Was fühlen Sie nun während einer Hinrichtung? Diese Frage fährt mir fast wider Willen heraus.

Fühlen? Seine Miene wird herb. Fühlen? soll der Henter nun auch etwas fühlen? Sagen Sie nur gerade heraus, daß Sie gerade so wie die andern der Überzeugung sind, der Henter müsse an jedem der Tage, wo er nicht eine Hinrichtung vor sich hat, einer Henne den Kopf abhauen und ihr Blut saugen. Fühlen? Als ich jung war, fühlte ich mich zuweilen als der Repräsentant der himmlischen Gerechtigkeit, und da dünkte mich mein Handwerk ein herrliches; zuweilen aber habe ich auch mit dem Wolke Partei für den Verbrecher genommen, und dann kam mir die Ausübung hart an. Später hat es Zeiten gegeben, wo ich gern mit dem Missetäter getauscht hätte. Da wurde ich schwach in den Knien wie eine Wöchnerin; aber der Gedanke, daß nicht einmal er an meiner Stelle sein wollte, ließ mich ihn anfallen wie ein Raubtier. Nein, der Henter ist kein Mensch! Und doch bin ich auf dem Schafott gestanden mit tausenden gierigen Augen um mich her und habe ge-

fühlt, daß, wenn nun die Begnadigung käme, der Verurteilte und ich selbst die einzigen wären, die sich wahrhaft freuten — trotz des lärmenden Protestes der Menge gegen die Hinrichtung. Und während ich einen Menschen zur Warnung und Strafe zum Tode brachte, bedienten sich die andern der allgemeinen Spannung, um einander die Taschen zu leeren; nicht einmal des Henkers Rock war ihnen zu gemein. Sie stahlen einmal meinen ganzen Lohn — obwohl ich unrein bin.



## Der Marquis von Carabas

Roman von Palle Rosenfranz

### Erster Teil

#### Erstes Kapitel

(das einzige betrübende im ganzen Buch, das aber nichtsdestoweniger durchaus notwendig ist)



Es war im April gegen Schluß des vorigen Jahrhunderts, als auf dem Herrenhofe Steengaard der alte Hofsägermeister Henrik Steensfeld in seinen letzten Zügen lag. Es geschah keineswegs zum erstenmal, daß sich der Mann mit der Sense nach dem alten Hofsägermeister umschaute, aber — es war das letztemal. Jetzt wurde es Ernst, das fühlte der Alte selbst, und er seufzte darüber; den Leuten freilich wollte er zeigen, daß er standesgemäß aus dem Leben zu gehn wußte, wie er es zugebracht hatte.

An seinem Bett stand sein einziger Sohn, Jörgen Steensfeld, ein fünf- und zwanzigjähriger Student. Er war von gänzlich andern Typus als sein Vater, braunäugig und schlank mit einem schön und regelmäßig geschnittenen Gesicht; und deshalb war er doch ein echter Steensfeld, denn die Steensfelds waren alle schöne Leute. Vater und Sohn hatten zueinander wie Kameraden gestanden, nun sollten sie scheiden, und das war schwer für beide, denn sie liebten einander, und nie war ein böses Wort zwischen ihnen gefallen. Der Alte sah mit etwas unsicherem Blick zu seinem Sohne auf.

Es nützt nichts, Jörgen, sagte er, nun kommts, nun kommts. Das weißt du gut, nicht wahr? Mich narren die verdammten Doktoren nicht. Das Stundenglas läuft ab. Ich bin fertig. Komm jetzt näher zu mir. Wir sind doch wohl allein?

Jörgen beugte sich über das Bett seines Vaters.

Du mußt nicht böse werden, kleiner Jörg, aber wenn ich morgen tot bin — und morgen bin ich tot —, dann wirst du in meiner Schatulle sechshundert Kronen zu meinem Begräbnis finden. Du mußt durchaus dafür sorgen, daß ich standesgemäß begraben werde, an keinem Ende darfst du sparen. Das wird sich für die sechshundert Kronen machen lassen. Aber dann ist auch nichts mehr übrig, mein armer Kleiner, nicht ein Groschen!

Jörgen bewegte abwehrend die Hand und wollte etwas erwidern.

Nein, laß mich reden, mein Sohn, sagte der Alte. Es bleibt auf Ehre nichts mehr übrig. Du weißt selbst, daß Steengaard mit seinen sechshundert Morgen Ackerland, seinen fünfhundert Morgen Wald und den Bauerngehöften gegen neunhunderttausend Kronen wert ist. Ich schulde nun auf das Gut eine Million zweihunderttausend Kronen. Das meiste meinem alten Freund Emil von Schinkel auf